

Offener Schreibbrief von Lizzie Hanfstengel.



No. 301. Wisse Sie, Mister Edithor, es gibt allerhand Fuhs in die Welt, awover die allerstimmteste sin doch die alte Fuhs un als e Ruhs machte sich die Viebels selbst dazu. E paar Dag zurüd sin ich for e Tschefschin in die Ladhsh von die Verschworene un bereidigte Schweschtete vom vierblättrige Bommeranzblatt, wo ich früher en hohe Stuhl eingewonne, awover schon seit e paar Jahr zurüd riesent hen. Well, ich hen grad dazu gefüht emol auszugehen un dann hen ich auch meine Fuhs zu bezahle gehant un do hen ich gebent, was mochts aus, bu lannst ja grad so gut emal hingehn, mehbie, daß die Wedesweilern mitgehnt duht. Die Wedesweilern is auch mit gange un zu mein Surpreis is e ganze Latt von die Schweschtete da gewese.

Wie all die alte Geschäfte erledigt ware un keine neue Geschäfte da ware, do hot die Groß-Ober- un Hochschweschtete gefragt, ob noch Jemand ebbes vom Wohl un Beste von die Ladhsh zu sage hänt un do hot die Miß Bollmann gefragt, sie hänt ebbes, was se gern gleiche deht, vorzubringe. So ehett, hot die Miß Scherhmann gefragt un do hot die Schweschtete Bollmann gefragt, sie deht die Mochschen macher, daß mer en Liepiefball uffmache dehte un das deht meine, en altfäschende, un dann hot se edspiehd was das meine duht. In die erfchte Wein dehte die Lehdies zu all das Bifneß tende, das meint das Tidets verkaufe, das Tidets abnemme un das Fohrmennschment un in Frädt alles. Dann awover noch e anneres Ding, die Lehdies mühte auch die Mennsohls frage, das meint inweite, sie zu den Tanz zu nemme un mühte alle Gespenzes trage. So for Intenz mühte se die Tidets kaufe, for den Schedrum, die Drinks un das Sopper bezahle un mühte, wenn alles iwover war, auch die Schentelmänner widder heimbringe.

Well, zuerscht hot niemand von die Schweschtete die Ebidie gegliche, awover wie mer die Prapposchden den zweite Gedante gewide hen, do hot es ganz different zu uns geduht. Schuhr genug is die Mochschen angenomme worde un mer hen reiteweg Kammithees edletet, wo zu die differente Sache hen tende solle. Ich hen die Ebidie gehant, daß mer einfach sein Hosband frage deht mit zu den Tanz zu komme; sell is awover nit die Ebidie gewese, s r e m d e Schentelmänner hen mer frage mühte un do hen ich mich denn mein Kopp verbroche, wie ich das mache sollt un wo ich in die Gil en fremde Schentelman herneime sollt mitaus zu siehle. Mit einem mal is mich der Wedesweilern eingefalle un do hen ich widder e wenig ruhiger gefüht.

Gleich am nächste Morgen sin ich zu den Wedesweilern un hen ich inwettet mich mich zu den Tanz zu gehn. Ei tell juh, es is meine Intenzhen gewese, die Sach in en große Schep zu sicke. Er hot geprammht un den Weg sin ich also abtredt gewese. Wie der Abend von den Bahl komme is, do sin ich in e Kerritisch, wo ich mich geordert gehant hen, bei den Wedes-

weilern vorgefahre un sin inseit un hen gefragt, ob er reddig war. Ich hen awover noch e ganze Weil warte müsse, bitahs er is noch hit mit seine Toilette fertig gewese. Die Zeit hen ich mit e Kimmelsche in sehr ruhbringender Weise ausgefüht. Wie er fertig war, hen ich ihn e Vottenhoh-Buket angefedt un dann sin mer in die Kerritisch fortgefahre zu die Bahl. In den Weg hen ich ihn e ganze Latt schöne Sache gesagt, wei ich hen en rehgeilger Fuhs aus mich gemacht, ich war puttiner im Stand gewese un hänt seine Hand gehalte.

In die Bahl hen ich zuerscht seine Kleider geschett un dann sin mer inseit. Ich hen gesagt: „Nau Mister Wedesweilern, wenn ich die Ehre hanwe könnt, emol mit Ihnen zu walze, dann deht ich mich artig getidelt fühl.“ Er hot en Bau gemacht un dann hen mer gewalzt tu biet die Bahl. Wie der Tanz iwover war, hen ich ihn an sein Platz gefüht un hen ihn gefragt, ob er nit en Drint hen wollt un do hot er gesagt „Schuhr Ding“. Mer sin dann an die Bar gange un hen eins genomme, wo ich off Kohrs for bezahlt hen un den Weg is es weiter gange bis der Bahl e End genomme hat. Ich hen dann den Wedesweilern gefragt, er sollt sich reddig mache, for daß ich ihn heimnemme deht; awover dehte se, der hänt dazu gefüht heim zu gehn? Natt mocht! Er hot gesagt, er deht es ganz gut gleiche un was sollt mer denn emnibau mit den angebrochene Abend anfangen. Do sin mer denn also füge gebliwwe un ich hen getriet, daß es mich ganz inwiel geworde is. Ich hen den Philipp, was mein Hosband is, un wo von die Mißus Wedesweilern inwewiet worde war, e paar mal für Geld frage müsse. Endlich war der Wedesweilern reddig zu gehn un er war auch gange, wann er nur ehel gewese war, er is awover so lant ob gewese, daß er hardlie gehn hat könne. Ei tell juh, ich hen en schredliche Vatter gehant, bis ich ihn in die Kerritisch gehant hen un noch viel mehr, bis ich ihn widder aufseit hänt. Wenn der Dreiwert nit gehoffe hänt, dann war er mehbie jetzt noch in die Kerritisch. Well, der Liepiefball is ja ganz schön gewese, awover ich hen genug davon un mich triegt niemand mehr dazu. Awover ich hen auch ebbes dabei gelernt: nämlich, daß wann en Mann nit weiß, wann er genug hat, daß er dann e Hah is un das is all, was der Wedesweilern gewese is.

Mit beste Riegarbs,
Yours,
Lizzie Hanfstengel.

Probates Mittel.
„Aber, Herr Doktor, nun hab' ich schon wenigstens fünf Minuten meine Junge herausgestreckt, und Sie haben sie noch nicht einmal angesehen!“
„Ganz unnötig, liebe Frau, — ich wollte nur in Ruhe das Rezept schreiben!“

Die gebildete Köchin.
„Aber Marie, bräuelen Sie doch nicht so entsehrlich viel Seife!“
„Natt, Madamten, haben Sie sich doch nicht so! Se wissen ja, wat der olle Viebia sagt: „Der Verbrauch von Seife is en Maßstab for de Kultur von 'ne Nation!““

Das unmögliche Rezept.
Arzt (bei wiederholtem Besuch): „Aber Froschbauer, ich sagte Ihnen doch das letzte Mal, Sie sollen sich von Ihrer Frau ein Kamillenbad machen lassen und die frante Hand darin baden! Haben Sie das nicht gethan?“
Bauer: „Ne, Herr Doktor!“
Arzt: „Sodann sagte ich Ihnen, Sie sollen die Hand in präporirte Wotte durch Ihre Frau einwickeln lassen! — Ist das geschehen?“
Bauer: „Ne, Herr Doktor!“
Arzt: „Warum denn nicht?“
Bauer: „Herr Doktor, i hob gar ka Fraa!“

Herr (zum Hausfiter): „Ist das diebeschere Schloß, das Sie mir da empfahlen, auch wirklich sicher?“
Hausfiter: „Ohne Zweifel; der, der es erfunden hat, ist früher selber einbrechen 'gangen!“

Aufmerksame Bebienuug.



Er: Ja wech nich, bei meiner ersten Frau war immer alles in schönster Ordnung, wenn id heem kam, habe id meinen Stiefelnecht nie zu suchen brauchen.
Sie: Na, den hat sie dir jedenfalls immer gleich an den Kopf geworfen!

Die deutschen Familiennamen.

Von Dr. P. Cascardi.

Noch im zehnten und elften Jahrhundert hatte jedermann in Deutschland nur ein n Namen. Als aber die Bevölkerung allmählich dichter wurde, als die Kreuzzüge stärkere Aus- und Einwanderung auch im Innern Deutschlands und lebhafteren Handelsverkehr herbeiführten und damit auch die Zahl der gerichtlichen Verträge und Urkunden wuchs, genügte bald der eine Name nicht mehr zur genaueren Bezeichnung der Person. Dazu kam, daß die Menge der alten Personennamen sehr zusammengefallen war und daher viele Leute denselben Namen trugen. Wenn eine Urkunde von 1095 in Basel von siebzehn Personen mit einfachen Namen unterzeichnet ist, darunter zweimal Burchard und zweimal Runo, so ist das doch recht unvollkommen. Oder man denke sich, daß die siebzehn Johannes, die in Frankfurt an der Oder im Jahre 1506—07 studierten, oder gar die neunundachtzig Karl, die 1590 in den Münchener Knabenbüchsen sahen, weiter keinen Namen hätten, welche heillose Verwirrung würde das geben! So sah man sich denn etwa vom zwölften Jahrhundert an gezwungen, durch Zusätze zunächst die Träger gleicher Namen voneinander zu unterscheiden; und solche Zusätze zu finden war ja leicht genug. Man konnte den Vaternamen hinzusetzen oder das Amt und die Beschäftigung oder den Wohnsitz oder auffallende Eigenschaften, man konnte das und man tat es auch. Wenn nun solche Zusätze auf die Nachkommen übergingen, also an der Familie haften, so waren sie Familiennamen geworden.

Diese große Werbung trat nicht überall gleichzeitig ein, sondern zu ganz verschiedenen, im Jahrhunderte auseinander liegenden Zeiten, im Anschluß an die Entwidlung der einzelnen Länder und Landschaften.

Die ersten Familiennamen finden wir in den großen Handelsstädten in Süddeutschland und am Rhein, von 1106 an. In Frankfurt am Main und Quedlinburg traten sie in der ersten Hälfte, in Nordhausen in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts auf, in Hamburg 1250 bis 1270, in Mecklenburg um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts. Zunächst erschienen einzelne Familiennamen bei dem Adel und den Patriziern, ihnen folgten die Handwerker, in den Städten rasch, langsam das Land. In Bremen wurden die Familiennamen erst im sechzehnten Jahrhundert allgemein, im Ostpreussischen und Lippschen barste noch im vorigen Jahrhundert der Name in den Bauerschaften weniger an der Person als am Hofe. Die hannoverische Regierung schärfte in einer Verfügung vom Jahre 1826 den Offizieren ein, jederzeit feststehende Familiennamen zu führen. Und die Juden sind überhaupt erst durch die Gesetzgebung, in Oesterreich unter Josef II., in Preußen durch Hardenbergs Edikt vom 11. März 1812 gezwungen worden, Familiennamen anzunehmen. Was dabei in Oesterreich für geradezu ungläubliche Namen gegeben wurden, davon weiß A. C. Franzos in Halbsätzen zu erzählen. Ich nenne daraus nur: Pulverbestandteil, Temperaturwechsel, Kanalgeruch, aber auch Weichendust und Küffemich.

Treten wir nun der Erklärung unserer Familiennamen näher, so haben wir drei Schichten zu unterscheiden, erstens altdeutsche Personennamen, zweitens kirchliche Personennamen, drittens Namen, die von Beschäftigung, Eigenschaften, Herkunft, Wohnung hergenommen sind.

Die beiden ersten Schichten enthalten also Namen, die bis dahin nur einzelne Personen bezeichnet hatten, oder anders ausgedrückt, sie sind das, was wir jetzt Vornamen nennen. Man setzte eben, um eine Person genauer zu bezeichnen, zu ihrem Namen den des Vaters hinzu, und zwar im Romanisch oder Genetiv oder mit dem Worle Sohn (son, sen). So entstanden die Familiennamen: Heinrich, Hinderts (offri), Henrici, Helnen, Hinrichen; tief. Genetiv der Mehrheit zeigt Hagena. Hierhin gehören auch, um noch einige Beispiele zu nennen: Wolf, Helmer (Helmhart, wovon auch Helmerding stammt), Hartmann, Hahnemann, wenn es Hagenmann (Heinemann) ist; es kann aber auch zu Johannes gehören und leitet uns so zur zweiten Schicht, aus der ich beispielsweise noch nenne: Nikolaus, Nidels, Nitsai, Nitslaffen, Klausen; Stephan, Stefan usw.

Die Familiennamen der dritten Schicht sind dagegen von Hause aus nur als Familiennamen denkbar und gebräuchlich. Zunächst sind sie hergenommen von der Beschäftigung. Wie mancher sieht jetzt wohl stolz herab auf den kleinen Handwerker, dem doch sein Name sagt, daß er von einem solchen herkommt; denn der Name ist ein Stammbaum, der weit hinaufreicht in eine Zeit, aus der die meisten Familien von ihren Ahnen keine Kunde haben.

Und da manche Handwerke und Beschäftigungen in den verschiedenen Gegenden Deutschlands ganz verschiedene Bezeichnungen haben, so zeigen uns

die Namen zugleich, wo die Familie zur Zeit der Entstehung ihres Namens gelebt hat. Man denke an die Namen: Fleischer, Fleischhauer, Schlächter, Metzger, Knochenhauer, Küller, Ruttler usw. Hierher gehört: Koch, Müller (latinisiert Molitor) und der häufigste deutsche Familienname (wenn wir die Zusammenfügungen mitrechnen) Meyer, Meier, Mejer, Maier usw., Sidemeyer, Lohmeyer usw., d. i. ursprünglich Aufseher oder Verwalter eines Landgutes. Und was ist wohl ein Paßhändler? Auf gut sächsisch der Inhaber einer Badestube, ein Badestüber.

Zahlreiche Namen liefern ferner Werkzeuge und Kleidungsstücke (der Name Schaumlöffel zielt den Koch, Atkingspor den Reiter, Ledderhose den Landstreckt), Speisen und Getränke (Pfannkuchen, Fetmilch, Sauermast, Krautwurf), Eigenschaften (de Witt, wobei de der Artikel ist), Strauß, plattdeutsch Kruse (der Kraushaarige), Lange, Kluge, Kühn, Wolzogen, Sanftleben, und Körpertheile (Großkopf, Langbein). Die Söhnnamen sind meist voll Scherz und Spott: Halkaufbertheide, Witendümel (Weiß den Teufel), Rümnapf (Räume den Napf), Schludeber, Flugimtanzen.

Die letzte große Gruppe liefert uns die Herkunft und Wohnstätte. Da erscheinen Länder und Wälder, Städte und Dörfer und sonstige Verhältnisse, nicht zum wenigsten Häuser; denn auch diese hatten in älterer Zeit dieselben Namen, nicht bloß die Wirtschaftler und Apotheken, und häufig waren die namengebenden Gegenstände an dem Hause bildlich angebracht, gemalt, geschnitten oder in Stein gehauen, da das gewöhnliche Volk nicht lesen konnte. Hierhin gehören Familiennamen wie Holland, Franke, Krufemart, Brandstetter, von Jobeltitz (überhaupt die Adelsnamen), Bernsteine, Busch, Ostermann, Utermühle (Müller der Mühle), Wolfen (zum Ofener: z. Kamel).

Schon aus dieser kurzen Uebersicht über unsere Familiennamen erhellt, wie ein unendlicher Reichtum von Beziehungen in ihnen steckt, wie die ganze Lebensfülle der Helbenzeit und des Mittelalters unseres Volkes hier einen Niederschlag gefunden hat, und wie wir in ihnen Denkmäler der deutschen Sprache in allen ihren Mundarten von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart besitzen. Ich hon dadurch ihre Erklärung schwierig genug, so kommt noch dazu die Mischung mit fremden Bestandteilen, durch lateinische, französische, italienische und besonders slavische Einflüsse. Um nur einige zu nennen, so ist Mißlaff (slaw. Miezslaw: Schwerttruhm), Rusahl (Schmid); Italiener sind meist als Schmiedler, Rentbioren und Bantiers über die Alpen gezogen (Milani, Bertinetti). Von Frankreich haben wir vor allem Hugonotten und Emigranten aufgenommen (von Chamisso, Savigny). Endlich ist noch an die hoffentlich für immer überwundene Zeit zu erinnern, in der man es für schön, ja bei Gelehrten geradezu für notwendig hielt, seinem ehrliehen deutschen Namen den Edelrost des Altertums künstlich anzusetzen (Aenarius, Erithropel).

Lissabon.

Das entsehrliche Königsattentat in Portugal lenkt in erhöhtem Maße die Aufmerksamkeit auf ein Land, das, von der Hauptstadt abgesehen, dem internationalen Touristenverkehr völlig entrückt ist und von solchen wohl kaum häufiger besucht wird als etwa die türkische Provinz. Das liegt an der Abgeschlossenheit des lusitanischen Königreichs, denn wenn schon eine Reise nach Spanien viel Zeit und viel Geduld erfordert, so ist es natürlich noch unhandlicher, auf dem Landwege durch Spanien nach Portugal zu gelangen. Ueberdies steht es mit den Einrichtungen nicht besser als mit denen der spanischen, und was das heißen will, weiß jeder, der einmal „fern im Süd“ zu eiskalten Wintertagen in einem „Ten Erpech“ von Madrid nach Cadix gefahren ist. Erst neuerdings wurde der Touristenverkehr nach Portugal dadurch belebter, daß die nach dem Süden fahrenden Bergnütungsampfer die Hauptstadt anlaufen und so eine bequeme Gelegenheit bieten, wenigstens Lissabon und seine Umgebung im Fluge kennen zu lernen.

Ob diese Bekanntheit die Touristen immer in Enthusiasmus versetzt, ist mir nach meinen Beobachtungen etwas zweifelhaft, denn auf die ersten hinreißenden Eindrücke, die das wundervolle Stadtpanorama bei der Einfahrt des Schiffes in den Tajo macht, folgt beim Durchstreifen der Stadt gewöhnlich eine kleine Enttäuschung. Das Außere verspricht mehr, als das Innere hält. Lissabon ist nur seiner Lage nach schön, die Stadt an sich aber bleibt hinter anderen berühmten Städten des Südens zurück, denn ihr fehlt das, was der Tourist, der gern sehen und staunen möchte, am schmerzlichsten vermißt: das Fremdartige. Die Architektur weist, von wenigen Ausnahmen abgesehen, eine ziemliche Gleichförmigkeit auf, und die Einwohner bieten in ihrem Aussehen, Gebahren und öffentlichen

Treiben ebenfalls kein großes Interesse. Die Invasion der Mauren hat hier nicht so befruchtend gewirkt wie in Spanien und keine so phantastisch-grandiosen Bauten hinterlassen, wie wir sie in Cordoba, Toledo, Granada bewundern. Dazu gefüllt sich noch der Umstand, daß in Lissabon „gar nichts los“ ist und alle jene Stätten des Vergnügens und der Zerstreuung fehlen, die man in einer so großen Stadt selbstverständlich zu finden hofft. Es geht auf den Straßen gegen alle südliche Gewohnheit sehr still und eintönig zu; schöne und schön gepuzte Damen, wie sie in spanischen und italienischen Städten in so reicher Zahl das Auge erfreuen, sieht man hier ebenso selten wie ein einladend decoriertes Schaufenster, und in den paar Kaffeehäusern ist es auch nicht recht lebendig. Etwas merkwürdig Fremdloses scheint über ganz Lissabon zu liegen, und auf den Namen einer amüsanten Stadt kann es kaum Anspruch erheben.

Aus dieser örtlichen Stimmung heraus läßt es sich vielleicht erklären, daß die Mitglieder des Königshauses sich anscheinend auf Reisen woher fühlen, als in ihrer Residenz. Carlos I. war ein Herr von sympathischem Empfinden und stand im 45. Lebensjahr. Die geschwägige Fräulein bezeichnete ihn als einen genussüchtigen Lebenskünstler, und ähnliche Reigungen werden auch den anderen Mitgliedern der königlichen Familie nachgesagt, sowohl der Königinmutter wie der Königin Amalie und am meisten dem Bruder des Königs. Nur der Kronprinz Louis Philipp, ein hübscher Jüngling von 20 Jahren, war abweichender Sinnesart. Königin Amalie ist eine Orleans, eine Tochter des 1894 verstorbenen Grafen von Paris, also eine Schwester des Kronpräsidenten Herzog Ludwig Philipp von Orleans, der sich als „Chef des königlichen Hauses Frankreich“ bezieht. Das Volk wirft dem Königshause vor, daß es ihm fremd gegenübersteht; soll doch die Königin nicht einmal die Landessprache beherrschen. Aber mag König Carlos auch Fehler begangen haben, so muß man ihm doch zu Gute halten, daß er in schwierigen Lagen viel Takt und Mäßigung gezeigt hat, und daß es weniger an ihm, als an den übrigen politischen und wirtschaftlichen Zuständen des Landes lag, wenn dieses zu immer größerer Abhängigkeit von Großbritannien gelangt ist.

Das höfliche Leben macht sich in Lissabon sehr wenig bemerkbar. Der königliche Palast liegt weit ab vom Stadtkern und ist meist seinem schönen Park unzugänglich. Lustiger und luftiger liegt das Schloß Ajuda, die Residenz der Königinmutter, auf der Höhe über der Vorkstadt Belem. Belem ist die klassische Stätte von Lissabon; hier steht das wundervolle Kloster des Hieronymus mit seinem weltberühmten Kreuzgang, und mit Belem sind die Erinnerungen an Portugal's große Zeit verknüpft: die Entdeckungen des Infanten Heinrichs des Seefahrers und die von hier ausgehende Expedition des Vasco da Gama, in deren Verlauf der Seeweg nach Indien gefunden wurde. Aber auch in Belem spürt man heute nichts mehr von höflichem Glanz. Der König hatte wenig Sinn für feierliche Grandezza und bestieg sein Auto oder seinen Jagdwagen jedenfalls lieber als die pomphafte Staatskarosse, und auch die Königin zieht das Sportleben mit seiner Freiheit jedem steifen Zeremoniell vor. Nur die altertümlich uniformierte Schloßgarde des Palastes in Belem mit ihren drohenden Helmbarden erinnert an die Pruntenkaltung früherer Zeiten. Das höchst malerische Ueber- und Nebeneinander der steil die Hügel hinaufstimmenden Straßen und der Bergterrassen entschädigt für das Fehlen einer reizvollen und bodenständigen Architektur. In der Cidade Baixa, dem nach dem verheerenden Erdbeben von 1755 neu gebauten Stadtheil, dem Sitz des Geschäftslebens, sind die Straßen geradlinig, wie z. B. die Augustastrasse, die von dem am Tejo gelegenen Handelsplatz nach dem Rocio führt. Der Rocio, richtiger Platz

Dom Pedro IV., zeichnet sich durch ein seltsames Mosaikpflaster mit wellenförmigen Ornamenten aus. Die optische Wirkung dieses Ornamentes ist so beunruhigend, daß nervöse Personen das Ueberfahren des Platzes lieber vermeiden, denn sie haben die Empfindung, als ob der Boden schwankt. Im völligen Gegenstich zur Regelmäßigkeit der Lissaboner Gäß sieht das krause Gewirr der Straßen in den alten Stadtteilen und den Vorstädten, und für den Fremden sind diese entlegenen Viertel mit ihren „kleinen Leuten“, und den hochbeackten Maultieren und Eseln auch weit interessanter als die modernen Straßen. Hohes Lob verdient die Reinlichkeit wie auch die strenge Ordnung, die überall im öffentlichen Leben herrscht. Auffallend ist ferner der vorzügliche Straßenbahndienst, der sich hier mit einer Schnelligkeit abwickelt, die man in mancher nordischen Großstadt vergeblich herbeisehnt. Das Militär macht in einer adretten Haltung einen recht guten Eindruck.

Der Fremde wird sich nicht allzulange in Lissabon aufhalten, sondern bald nach dem wunderbar romantischen Eintragebige begeben, das zwei Fahrstunden von der Hauptstadt entfernt liegt und den Glanzpunkt der Landschaft rings um Lissabon bedeutet. Die edlen Formen des Gebirges, die Nähe des Meeres, der Reichthum der Pflanzwelt, alles vereinigt sich hier zu zauberhafter Wirkung. Hoch auf einer Felsenklippe liegt das Castello da Pena, ein zwar dilettantisch entworfenes, aber in seiner malerischen Vorzüglichkeit wie ein Phantasiegebilde anmutendes Bauwerk, dessen Urheber zwei Deutsche sind: Prinz Ferdinand von Sachsen-Koburg-Gotha, der Großvater des jetzigen Königs, und Oberst von Schwewe.

Lissabon, und wenn es hoch kommt Porto und Coimbra, das sind die Städte Portugals, die man im Ausland kennt.

Viktor Ottmann.

Maudy war eine junge Farbige, frisch aus dem Süden nach dem Norden verpflanzt. Eines Tages brachte sie ihrer Herrin, bei der sie diente, eine Visitenkarte. „Die Dame, die mir das gebente, sitzt im Parlor,“ fügte sie hinzu. „Eine andere Dame, die mit ihr kam, steht noch vor der Tür.“ „Aber, Maudy,“ rief die Herrin denn das Hauses, „weßhalb hast du denn nicht beide Damen hereingelassen?“ — „Weil die andere, die draußen steht, kein Tiedt hatte.“

Der Großfürst Nikolaj sollte eine Fahrt auf der Wolga machen. Große Verlegenheit: wo einen zuverlässigen Kapitän hernehmen? Man mietete einen Engländer. Der Engländer ließ die Kessel heizen — die Siederöhre platzten, der Dampfer geriet in Brand. Man wollte löschen — die Feuerprobe arbeitete nicht. Man setzte das Rettungsboot aus — es lief voll Wasser. Man packte den Großfürsten in einen Rettungsring — der Ring ging unter. Man warf ihm ein Tau vom Ufer zu — das Tau riß. Nikolaj ging unter. Zum Glück war er auch kein echter Großfürst, sondern ein Hochkapler.

Menschenentmer sein, das genügt noch lange nicht, um die Frauen zu fennen.

Also ein einfacher Stuhl für das pennsylvanische Staatstapitol in Harrisburg hat \$761 gekostet. Ein Wunder, daß der Stuhl überhaupt da ist.

Der Senator Stone stellte den Antrag, den Philippinos die Unabhängigkeit für das Jahr 1943 zu versprechen. Darüber wird sich die lebende Generation der Insulaner wenig freuen.

Wenn den Leuten alles mißglückt ist, dann pflegen sie es mit dem Schwersten zu versuchen, d. h. sie fangen ein neues Leben an.

Der Bär und der Löwe haben ihre Tazen auf das arme Persien gelegt, bereit den fetten Bissen zu verschlucken.

Enfant terrible.



„Soll Knecht Ruprecht deine Schwester mitnehmen, Max?“
„Nein, die sollst doch du betom men!“